№ 14 Neue Gartenlaube 1896

Beilage zum „Danziger Courier".

# Die Kinder des Anarchisten.

Roman
von
Wilhelm Teschen.

[1]

I.

An dem großen, schönen Marktplatz der süddeutschen Hauptstadt lag die Löwenapotheke des Herrn Georg Caspari. Das Haus der Apotheke war uralt und machte keinen gewinnenden Eindruck, es nahm sich vielmehr recht traurig aus im Vergleich zu den andern zeitgemäßen, prächtigen Häusern, welche den Marktplatz einfaßten. Aber trotz des unscheinbaren Aeußern war die Löwenapotheke das größte und beliebteste Geschäft der Residenz, welche damals schon im Jahre 1875 acht Apotheken zählte.

Es war an einem Junimorgen, als gegen neun Uhr ein Polizeibeamter die Apotheke betrat, offenbar nicht als Kranker oder Kunde, sondern in amtlicher Eigenschaft, das verriet die wichtige Miene und der Ton, in welchem er nach dem Besitzer der Apotheke fragte.

Die drei sehr beschäftigten Gehilfen achteten aber gar nicht auf seine Frage und erst bei deren Wiederholung antwortete der eine derselben kurz und mit einer Kopfbewegung nach dem Nebenzimmer. „Bitte dort!"

Die Thür des Gemachs stand weit offen und der Polizeimann trat ohne anzuklopfen, den Helm auf dem Kopf, ein.

Der mit dem „Nachtaxieren der Recepte" beschäftigte Apotheker achtete gar nicht auf den Eingetretenen.

Der Beamte ließ ein unwilliges Räuspern hören.

Ueberrascht wendete sich nun der Apotheker um und mit einem Blick, der den Beamten sofort veranlaßte, den Helm abzunehmen, fragte er nach dem Begehr des frühen Besuchs.

„Der Herr Polizeipräsident läßt Ihnen sagen, Sie möchten doch sofort zu ihm kommen."

Der Apotheker lächelte: „So! Sofort! Und was ist denn los?"

Der Beamte zuckte stumm die Achseln.



Prinz Alexander von Preußen †.

„Es ist gut, Schulze! Melden Sie dem Herrn Präsidenten, ich würde in einer Stunde bei ihm sein! Wenn Sie Lust haben, lassen Sie sich in der Apotheke einen Chinabittern geben! Guten Morgen!"

Der Chinabitter ließ den Polizeimann vollends seine Wichtigkeit vergessen und er empfahl sich sehr bescheiden.

Der Apothekenbesitzer, ein Junggesell von etwa fünfzig Jahren mit klugem und feinem Gesicht, arbeitete ruhig weiter, bis er den stattlichen Haufen von Recepten durchgesehen hatte, dann erhob er sich, nahm Hut und Stock und machte sich auf den Weg zum Polizeipräsidenten. Dieser empfing den Apotheker als alten Bekannten entgegenkommend und teilte ihm in freundschaftlichem Ton mit, daß er in seinem Hause zwei Männer beherberge, die auf der gestrigen Volksversammlung das große Wort geführt hätten, nämlich seinen ersten Provisor und seinen Hausknecht, oder wie er sich lieber nennen hört, seinen Stößer.

Der sehr konservativ gesinnte Apotheker war außer sich und zu Hause angelangt, kündigte er sofort seinem ersten Gehilfen und er hätte auch gern den Stößer gleich an die Luft gesetzt, wenn derselbe nicht mit seiner Köchin und Haushälterin verheiratet gewesen wäre, die schon länger als zwanzig Jahre zu seiner größten Zufriedenheit in seinem Dienste war. Der Apotheker war ein eben so großer Feinschmecker als ein treuer Staatsbürger und die Köchin kochte gut.

Der Stößer in der Löwenapotheke, Heinrich Nordheim mit Namen, zählte vierzig Jahre, war von hoher, kräftiger Gestalt und das gesunde Gesicht hatte einen nicht unangenehmen, kühnen Ausdruck.

Schon vor ungefähr siebzehn Jahren, gleich nach seiner Militärzeit, war er in die Löwenapotheke gekommen, wo er Marie, die Köchin kennen und lieben lernte und dann dieselbe schon nach einem Jahr mit Genehmigung des Apothekers heiratete.

Caspari räumte dem jungen Ehepaar zwei Zimmer im obern Stockwerk des großen Hintergebäudes ein. Der Ehe entsproß ein Knabe, der jetzt fünfzehn Jahre zählte und bei dem benachbarten Schlosser als Lehrling untergebracht war.

Nachdem der Apotheker seinen ersten Gehilfen sofort entlassen hatte, suchte er den Stößer auf, um demselben seine Meinung gründlich zu sagen und ihn auf bessere Wege zu leiten. Nach seiner Meinung war Nordheim nur durch den überspannten Pro-

visor verführt worden. Nach längerm Suchen fand er den Stößer in der Stoßkammer mit der unangenehmen Aufgabe beschäftigt, weißen Pfeffer zu stoßen.

Um sich vor dem scharfen Staube zu schützen, hatte Nordheim Nase, Mund und Ohren mit einem feuchten Tuch zugebunden.

Mit dem ganzen Aufgebot seiner Stimme donnerte der Apotheker den ehr- und pflichtvergessenen Staatsbürger an, aber leider verstand Nordheim von der großartigen Strafrede seines Chefs keine Silbe, das Tuch war zu dick, es ließ keinen Ton durch.

Plötzlich verstummte der Apotheker und unter heftigem Husten, prusten und fluchen verließ er die Kammer, um dem niederträchtig scharfen Pfefferstaub zu entgehen.

Selbstverständlich wiederholte er seine Strafrede einige Stunden später und Nordheim gelobte demütig Besserung.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar hätte Nordheim sein Versprechen gehalten, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das ihn mit bitterm Groll und Haß gegen die besitzende Klasse erfüllt hätte.

Ein reicher Kaufmann, Franz Kleinschmidt, dessen Geschäft in der Nachbarschaft der Apotheke lag, hatte eines Tages die Schlüssel zu seinem Pult verlegt und schickte deshalb zu einem Schlosser. Dieser sendete für diese einfache Dienstleistung seinen Lehrling, Heinrich Nordheim, den Sohn des Stößers aus der Löwenapotheke.

Während Heinrich Nordheim in Gegenwart des Kaufmanns bei der Arbeit war, ertönte plötzlich draußen auf dem Flur ein Gepolter und gleich darauf ein entsetzliches Kindergeschrei.

Der Kaufmann, der die Stimme seines jüngsten Kindes erkannte, stürzte erschrocken und bleich hinaus. Das Kind war die Treppe hinuntergefallen, aber mit dem Schreck davongekommen.

Als Kleinschmidt nach kurzer Zeit wieder sein Geschäftszimmer betrat, hatte Heinrich bereits seine Aufgabe erfüllt und sich nach Hause begeben.

Kleinschmidt öffnete das Pult und fand, daß ihm dreitausend Thaler in Kassenscheinen fehlten. Nach Lage der Dinge konnte der Verdacht nur auf den Lehrling Heinrich Nordheim fallen. Er wurde infolgedessen gefänglich eingezogen und trotz der Beteuerung seiner Unschuld zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Zwei Tage nach seiner Verurteilung war Heinrich Nordheim aus seinem Gefängnis entflohen und trotz aller Nachforschungen wurde keine Spur von ihm entdeckt.

Ein halbes Jahr später erhielt der Stößer Nordheim von seinem Sohn einen Brief aus Amerika. In diesem Schreiben beteuerte er Heinrich nochmals seine Unschuld und gab der Vermutung Ausdruck, daß der wahre Dieb ihm wohl die Thüren seines Gefängnisses geöffnet und ihm das Reisegeld für die Fahrt nach Amerika gegeben habe.

Nordheim glaubte an die Unschuld seines Sohnes und wurde durch die ungerechte Verurteilung im höchsten Grade verbittert und sein Groll steigerte sich noch, als er bemerkte, daß man ihn heimlich durch die Polizei überwachen ließ, vermutlich um in Erfahrung zu bringen, ob nicht etwa ein Teil des gestohlenen Geldes in seinen Besitz gekommen wäre.

So wurde mit der Zeit aus dem Nordheim ein Anarchist, der nur auf die Gelegenheit wartete, sich an dem Staat und der sogenannten Gesellschaft zu rächen. Den Versammlungen in seiner Vaterstadt blieb er fern, er wollte nicht mehr Worte hören, er wollte Thaten sehen.

Von Natur aus klug und geschickt, war Nordheim in der Löwenapotheke mit der Zeit zu allen Arbeiten des Laboratoriums herangezogen worden, selbst zur Hilfeleistung bei der Herstellung von schwierigen pharmaceutischen Präparaten.

So war es kein Wunder, daß er die Herstellung der Schießbaumwolle kannte, durch deren Auflösung in Aether und Alkohol man das allbekannte Kollodium erhält, so war es natürlich, daß er die Herstellungsweise des Nitroglycerins kennen lernte. Bestand doch der ganze Unterschied zwischen der Schießbaumwolle und dem fürchterlichen Sprengstoff Nitroglycerin nur darin, daß man statt Baumwolle Glycerin in einer Mischung von Schwefel- und Salpetersäure auflöste. Tränkte er Infusorienerde mit dem Nitroglycerin so hatte er das gefürchtete und leicht zu transportierende Dynamit.

Die Herstellung dieses Sprengstoffes erschien dem Stößer so einfach, daß er sich an die heimliche Bereitung desselben machte.

Nur eines hatte Nordheim übersehen, nämlich die Bemerkung in dem Lehrbuch, daß man nur reine Stoffe zur Bereitung nehmen darf, thut man dieses nicht, so ist man zu jeder Zeit der Gefahr einer Explosion ausgesetzt.

In seiner Aufregung und Eile griff Nordheim zu unreinen Säuren und so kam es, daß gleich beim ersten Versuch der Sprengstoff ihm unter den Händen explodierte und ihn lebensgefährlich verwundete.

Noch drei Tage lebte er, dann erlag er seinen Wunden, nachdem er vorher ein Bekenntnis abgelegt hatte.

Die Polizei war froh, auf diese Weise einen höchst gefährlichen Menschen losgeworden zu sein. Nur seine Frau nahm sich seinen Tod sehr zu Herzen.

Zwei Monate nach dem Tode ihres Mannes, den sie stets geliebt hatte, schenkte ihr der Himmel eine Tochter, wenige Wochen später schloß die Mutter die Augen für immer.

Der Apotheker nahm sich der kleinen Waise an, bis er nach sieben Jahren plötzlich starb, ohne für die Zukunft Adeles, so war die Kleine getauft worden, Sorge getragen zu haben.

Ein Jugendfreund Nordheims, der Musiklehrer Waidmüller, nahm sich nun der kleinen Adele an, er brachte sie in sein Haus, um sie als Tochter zu erziehen, da seine zwanzigjährige Ehe kinderlos geblieben war und seine Frau sich nach einem Kinde sehnte.

Acht Jahre lang erzog das Ehepaar Waidmüller das kräftig heranwachsende und hübsche Mädchen, dann starb Frau Waidmüller. Jetzt wurde für den trostlosen Waidmüller das fünfzehnjährige Mädchen eine unerwartete und ausreichende Stütze. Adele nahm sich thatkräftig des Hauswesens an und ersetzte dem alternden Mann vollständig eine Haushälterin.

Die Verhältnisse Waidmüllers waren stets sehr kleinbürgerliche gewesen und selbst in den glücklichsten und erfolgreichsten Jahren hatte sein Einkommen tausend Thaler niemals überstiegen.

Trotzdem hatte der sparsame Mann es fertig gebracht, eine kleine Anzahlung für den Ankauf eines bescheidenen Hauses in der engen Wenzelgasse zu erübrigen. Diese Anzahlung bildeten sein ganzes Erspartes und mit Besorgnis dachte er oft an die Zukunft Adeles. Um sie für alle Wechselfälle des Lebens sicher zu stellen, hatte er ihr gründlichen Unterricht im Klavierspiel gegeben, so daß sie im Notfall als Lehrerin in diesem ihr Brot verdienen konnte.

Eines Tages, etwa ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, überraschte er Adele, wie sie mit lauter, glockenreiner Stimme ein damals sehr beliebtes Volkslied sang.

Nun sah er die Zukunft Adeles gesichert, dieses köstliche Talent, diese hervorragende Begabung mußten benutzt und ausgebildet werden und von der Stunde an begann der unermüdliche Mann sie im Gesang zu unterweisen, bis seine Unterrichtsmittel nicht mehr ausreichten und er Adele einem berühmten Lehrer dieser Kunst anvertraute.

Da auch dieser die Stimme Adeles ohne Rückhalt lobte, so stiegen Waidmüllers Hoffnungen ins grenzenlose. Wie sehnte er den Tag herbei, an dem Adele die Bühne betreten durfte.

## II.

Der große Tag war gekommen. Adele Nordheim sollte heute am 1. November des Jahres 1893 zum erstenmal an der Hofoper ihrer Vaterstadt auftreten, nachdem sie an mehreren kleinen Provinzbühnen ihre Probezeit durchgemacht hatte.

Lehrer und Schülerin, Pflegevater und Pflegetochter befanden sich in einer nicht geringen Aufregung. Adele sollte als Elsa von Brabant in der Oper Lohengrin zuerst vor das anspruchsvolle Publikum der Residenz treten.

Sobald die Ouvertüre begann, fand Adele ihren Mut und ihre Zuversicht wieder, Waidmüller dagegen fühlte, wie er blaß und und schwach wurde. Vor Aufregung zitternd verließ er seine Parterre-Loge, um sich in der Theaterkonditorei durch ein Glas Portwein wieder Mut zu trinken. Nicht lange saß er in dem menschenleeren Raum, als er Adeles Gesang vernahm — und nun Beifall — Beifall bei offener Scene. Das belebte, das elektrisierte ihn, er stürzte nach seiner Loge. Das Publikum lauschte überrascht, befriedigt und schließlich atemlos Adeles Gesang, der erste Akt schloß mit einem großen Erfolg für die junge Sängerin, welche durch ihre Erscheinung und ihre Stimme alle Zuschauer entzückte.

Waidmüller fühlte sich wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Nach dem zweiten Aufzug rückte er seinen Stuhl in der Loge ganz nahe an die Brüstung, reckte seine kurze, runde Gestalt und seine kleinen, gutmütigen Augen warfen stolze Blicke in das bis auf den letzten Platz besetzte Theater. Nach dem dritten und letzten Akt hätte er am liebsten laut gerufen: „Das ist meine Schülerin — meine Pflegetochter! Ich, Karl Waidmüller, ich habe sie erzogen, ausgebildet! Jawohl!“

Wie im Taumel begaben Weidmüller und Adele sich nach Hause, sie mußten allein sein mit ihrem Glück.

Waidmüller, der sonst im Winter bis gegen acht Uhr zu schlafen pflegte, war am andern Morgen schon um sechs auf den Beinen und noch vor halb sieben trat er aufgeregt auf die Straße, in den frischen Novembermorgen. Eiligst stürzte er dem Marktplatz, der Löwenapotheke zu, unter deren Thorweg ein Zeitungsverkäufer seinen Stand hatte. Waidmüller forderte alle Zeitungen,

welche in der Residenz erschienen und er freute sich ungemein, als er sie alle erhielt.

Sorgsam wie einen Schatz barg er die Blätter in der großen Seitentasche seines Winterüberziehers und schlug dann eiligst den Weg nach seiner Wohnung ein, um in seinem Zimmer mit fieberhafter Aufregung die Kritiken über die Aufführung von Lohengrin und Adeles erstes Auftreten zu lesen.



Osterwasser.

Langsam und feierlich, scheinbar anders wie in früheren Tagen, hallen die Glockenschläge der Mitternachtsstunde durch die stille Nacht. Der Ostertag beginnt und mit ihm die Wunderkraft des Osterwassers. Stillschweigend muß man das Wasser in einem neuen Geschirr auffangen oder schöpfen. Letzteres stromabwärts und dasselbe „heilwag" genannt sorgfältig aufbewahren. Es verdirbt nie und ist ungemein heilsam. Die Maid auf unserm Bild scheint an obige Sage unumstößli.h zu glauben.

Nachdem dann Waidmüller sich überzeugt hatte, daß alle Zeitungen nur gute Nachrichten brachten und gerade die vornehmsten die besten, da raffte er die Blätter zusammen und stürzte über den Flur in das gegenüberliegende Zimmer, und als er hier seinen Liebling fand, schwang er mit einem freudigen Hurra die Zeitungen über seinem Haupt.

Adele stand an dem höchst sauber gedeckten Tisch und bereitete auf einer Kaffeemaschine den duftenden Morgentrank. Ein Dienstmädchen hatte es in der Haushaltung Waidmüllers niemals gegeben.

Adele sah reizend aus in dem einfachen Morgenanzug, der schlicht die edeln Formen der Achtzehnjährigen umschloß. Sie besaß eine hohe Gestalt, die beinahe um Kopfeslänge diejenige Waidmüllers überragte. Adeles Gesichtsfarbe war eine etwas dunkle, südländische, hatte aber zugleich auch einen Sammethauch, der das Entzücken jeden Kenners weiblicher Schönheit war. Der reizend geformte Mund und die großen sprechenden Augen gaben dem Antlitz etwas geradezu Bezauberndes.

Geräuschvoll warf der überglückliche Waidmüller die Zeitungen auf den Tisch, faßte Adeles beide Hände, küßte ihre hohe, schöne Stirn und wünschte ihr mit bebender Stimme Glück zu ihrem jungen Ruhm.

Die Ueberfrohen nahmen endlich am Kaffeetisch Platz und Adele begann das Lesen der Beurteilungen.

Während Adele die ersten und vornehmsten Zeitungen durchlas, griff Waidmüller nach einem unbedeutenden und in keinem guten Ruf stehenden Blatt und überflog das Urteil in demselben. Wütend ballte er das Blatt zusammen, warf es plötzlich auf den Boden und zischte: „Pfui, pfui, wie erbärmlich!"

Erstaunt blickte Adele auf und fragte in ihrem gewohnten, ruhigen Ton: „Ei, ei, Papachen, Du und zornig? So habe ich Dich ja noch nie gesehen."

Waidmüller wollte nicht mit der Sprache heraus, er suchte Ausflüchte, aber Adele bemerkte ruhig lächelnd:

„Etwas Unangenehmes? Das schreckt mich nicht! Regen und Sonnenschein müssen abwechseln, sonst wäre es langweilig. Also nur los, Papachen, ich bin auf das absprechendste Urteil gefaßt."

„Ein absprechendes Urteil! Ja, wenn es das nur wäre!"

Adele legte erstaunt die Zeitung aus der Hand mit den Worten: „Noch schlechter als eine böse Kritik? Was kann das denn sein?"

„Erbärmlichkeit, Neid!" Nur eine konnte so elend handeln — die Primadonna, diese Martha Rank! — Pfui, pfui, was ist doch der Neid für ein erbärmliches Laster!"

Ganz außer Atem ließ der kleine dicke Herr sich auf einen Stuhl nieder.

„Willst Du mir nicht sagen, um was es sich handelt? Rede nur dreist! Mich erschreckt so leicht nichts! —

„Du hast recht! Es ist besser, Du erfährst gleich alles und zwar durch mich! Durch den Mund der Neider es zu erfahren, dürfte Dir doch weit peinlicher sein."

Waidmüller nahm die zerknitterte Zeitung wieder auf, strich sich beruhigter über sein stark ergrautes Haar, setzte sich an den Tisch, trank erst noch einen Schluck Kaffee und begann dann: „Sechzig Jahre alt bin ich geworden, aber so eine Gemeinheit habe ich bis jetzt noch nicht erlebt.

„Aber Papa, willst Du mir nicht endlich sagen, um was es sich handelt?"

„Um Deinen Bruder!"

„Um meinen Bruder? Um des Himmelswillen lebt er denn noch?"

„Das weiß ich ebensowenig wie Du."

„Die Zeitung weiß am Ende etwas."

„Ach was! Die traurige Geschichte kennst Du. Er hat nur einmal an Deinen Vater geschrieben, also vor Deiner Geburt, die er wahrscheinlich nie erfahren hat, und sonst hat er weiter kein Lebenszeichen von sich gegeben. Ich halte ihn für tot."

„Was schreibt denn das Blatt?"

„Das elende Winkelblatt endet mit folgender Bosheit: Zum Schluß sei noch bemerkt, die Debütantin ist die Schwester des vor etwa achtzehn Jahren wegen Diebstahls zu zwei Jahren verurteilten und aus der Haft entsprungenen Schlosserlehrlings Heinrich Nordheim."

(Forts. folgt.)



## Zu unsern Bildern.

**Prinz Alexander von Preußen** (Seite 1). Geboren am 21. Juni 1820 zu Berlin, mithin im 76. Lebensjahre stehend, verschied am Abend des 4. Januar d. J. der Betagteste der Hohenzollernfamilie, Prinz Alexander von Preußen, der Vetter Kaiser Wilhelms I., an einer heftigen Lungenentzündung. Der Prinz war in der Oeffentlichkeit nur wenig bekannt; er lebte still und zurückgezogen während des Winters in seinem in der Wilhelmstraße zu Berlin gelegenen Palais, während des Sommers in einer von schattigen Parkanlagen umgebenen Villa am Jungfernsee bei Potsdam, Frühjahr und Herbst unternahm er früher längere Reisen, bis in den letzten Jahren wiederholte Kränklichkeit ihn daran verhinderte. In der preußischen Königsfamilie war er ein stets warm willkommen geheißener Gast, niemals fehlte er bei dem Weihnachtsfest, und mit großer Zärtlichkeit hingen die Kinder des Kaiserpaares an dem greisen Großonkel, dessen etwas vornübergebeugte Gestalt und weißes Haar bereits von der Last des Alters erzählten. Auch auf den Hoffestlichkeiten fehlte der Prinz nur ungern, wußte er doch, daß er durch sein Erscheinen einen Wunsch des Kaisers erfüllte, der gewohnt war, ihn in seiner Nähe zu sehen. Am wohlsten fühlte er sich in einem kleinen Kreise vertrauter Offiziere, Künstler, Gelehrter, die er gern um sich in den behaglichen Räumen seines Palais versammelte; bei auserlesenen Tafelfreuden ging es in diesen Gesellschaften stets angeregt und heiter zu, der Prinz war ein äußerst liebenswürdiger Gastgeber und verstand in unterhaltender Weise zu plaudern, ebenso wie er ein aufmerksamer Zuhörer war, stets bestrebt, seinen Gästen den Aufenthalt in seinem Heim angenehm zu machen.



## Ernst und Scherz.

**Ein Brief im Ei.** Die Fortschritte der Wissenschaft und Erfahrung haben es uns möglich gemacht, die Ostereier nicht blos äußerlich auf der Schale zu schmücken und zu verzieren mit allerlei Farben und Zeichnungen, sondern auch in das Innere derselben kann man all' dergleichen hineinzaubern, ohne daß von außen etwas zu sehen ist. Einzelne Worte, ganze Sätze, Sprüche und Wünsche, kurze Briefe und allerlei geheime Gedanken des Herzens können in dieser Weise als Scherz und Ernst im Innern des Eies zum Ausdruck gebracht und mit und ohne Kunst dem betreffenden zur größten Ueberraschung in die Hand gespielt werden. Man mischt zur Erreichung dieses Zweckes gute Gallapfeltinte, Essig und Alaun mit einander, schreibt oder malt dann hiermit auf die gereinigte und gut getrocknete Schale der Eier die Worte, Verse, Wünsche, Briefe oder Zeichnungen. Sind darauf die Eier sorgfältig trocken geworden, so legt man sie in Salzwasser und kocht sie in der bekannten Weise. Während des Kochens verschwindet die Schrift von der äußeren Schale und wandert auf die glatte Oberfläche des Eies, woselbst sie nach glattem Ablösen der Schale dem nichts ahnenden oder sehnsüchtig harrenden Beschenkten die entzückendsten Ueberraschungen bietet.

**Boshaft.** In einer Gesellschaft weiß ein junger Mann nicht genug von seiner Menschenkenntnis zu berichten. „Ich sehe beispielsweise," behauptet er unter anderm, „auf den ersten Blick, was andre von mir denken!" Allgemeines Staunen — bis eine Dame das Schweigen unterbricht mit den Worten: „Das muß aber für Sie oft sehr unangenehm sein!"



**Das Osterhäschen.**

Weit über Flut und Land
Bin ich herbeigerannt,
Zur Osterfeier bring ich Euch Eier.
Eßt sie, vergeßt nie:
Folgsam und fleißig!
Dann sicher weiß ich
Werdet Ihr allen
Von Herzen gefallen! J. H.



**Zweisilbige Scharade**
von J. H.

Die erste kam zur zweiten:
„Ich will verweilen hier!"
„„Mich freut's und will bereiten,
Was Du verlangst von mir!""
Wort hielt die zweite, beiden
Wob sich ein Freundschaftsband,
Das zeigte klar beim Scheiden
Der warme Druck der Hand.
Die erste zog von dannen,
Der zweiten that's nicht leid,
Sie wußte sie zu bannen
An sich für alle Zeit.

(Auflösung folgt in Nummer 16.)

**Wenn ein Chinese stirbt,** wird seine Leiche, vor der Verwesung durch ungebrannten Kalk und ähnliche Dinge geschützt, in zahlreiche Särge eingeschlossen, von denen der äußere ein so ansehnliches Tischler-Meisterstück sein muß, als es die Verwandten erschwingen können. In diesen ineinandergeschachtelten Särgen wird die Leiche entweder im Hause, oder unter freiem Himmel und zwar unter einem leichten Bogenbau von Bambus oder Matten aufgestellt. Nach Verlauf eines Jahres wird der Sarg, wenn es die Familie vermag, mit einem kleinen Steinbau umgeben oder auch in die Erde eingegraben, doch so, daß ein Stein die Stelle bezeichnet. Der Grabstein hat gewöhnlich dieselbe Gestalt wie bei uns oder er ist eine vierseitige Säule von unbehauenem Granit, in welche der Name des darunter Schlafenden plump eingemeißelt wird. In vielen Fällen aber sind die Leute zu arm, um ein Grab herzurichten, wie einfach dasselbe auch sein möchte und so läßt man denn den Sarg mit seinem Inhalt allmählich verfaulen. Die Leiche darin wird meist von Ratten gefressen. Zuletzt sammeln die Ueberlebenden die Gebeine und andern Ueberreste, legen alles in ein kleines irdenes Geschirr und verschließen es darin. Diese Asche-Urnen sind unter den Fremden unter dem unehrerbietigen Namen „Topfahnen" bekannt. Uebrigens legen die Chinesen wie die Hindus einen übertrieben großen Wert auf die Begräbnisehren, obgleich sie keineswegs wie die letztern der Meinung sind, als hätten sie irgend einen Einfluß auf ihr zukünftiges Glück. Der Missionar Huc sagt: „Ich habe mich selbst von der Richtigkeit überzeugt, ein totkranker Chinese versagt sich oft den Luxus, einen Arzt zu halten und Arznei zu nehmen, um das Geld für den Ankauf eines Sarges und eines Grabsteines zu sparen."

**Mittel gegen den Zweikampf.** Gustav Adolf von Schweden hatte ein Mittel gegen den Zweikampf erfunden, welches zu empfehlen ist. Er hatte gehört, daß zwischen zwei hohen Offizieren ein Zweikampf stattfinden sollte. Der König erschien auf dem Kampfplatz, zur Seite der Scharfrichter, damit dieser denjenigen, welcher den andern getötet haben würde, als einem Mörder den Kopf abschlagen solle. Keiner hatte Lust, durch Henkershand zu sterben.

**Gehänselt.** Bummler (der die Zeit wissen will, fragt einen Eckensteher): „Lieber Freund, haben Sie eine Uhr?" Eckensteher: „Ja, Herr." Bummler: „Was ist die Uhr?" Eckensteher: „Ein Kunstwerk." Bummler: „Können Sie mir nicht sagen, wie spät es ist?" Eckensteher: „Ja, Herr. Bummler: „Zum Donnerwetter, wollen Sie mir nicht sagen, wie spät es ist?" Eckensteher: Nein, Herr."

**Reim-Füllrätsel.**

Nein, ich hätt' es nie gedacht,
Daß er sich bei allen Damen,
Die bei uns zur Tafel kamen,
Gar so lächerlich gemacht,
Und die vielen faden Witze
Preisgab, oft ganz ohne Spitze.
Dacht' ich auch: mit dem Humor,
Sieh' Dich, Freund, ein wenig vor.
Meint' ich, ein'gen Takt indessen
Darfst ihm doch — — ◡ — — ◡.

**Scherz-Rätsel.**

Sie schlägt aus, er reißt aus;
Sie wird gegessen, er glaubt, er wird gefressen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)



Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.